

# Talent und Vagant

## Das kurze Leben des Tirolers Simon Gschnell (1803-1826)

Fabian Brändle

**Im Jahre 1825 verhaftete die Tiroler Polizei den jungen, 22jährigen Vaganten Simon Gschnell. Dieser wurde angeklagt, die ebenso junge Vagantin und Gelegenheitsprostituierte Elisabeth Parrigger auf grausame Art und Weise umgebracht zu haben. Der Prozess gegen den Mörder zog sich sehr lange hin, obwohl Simon Gschnell geständig war.**

Der Angeklagte spielte mit den Untersuchungsrichtern, erfand immer neue Untaten, genoss die Aufmerksamkeit, die man ihm seitens der Beamten entgegenbrachte. Er zeigte keine Reue, im Gegenteil: Er schien sogar stolz auf seine Verbrechen zu sein. So wurde Simon Gschnell zum Inbegriff des Taugenichts, ja des Scheusals. Im Jahre 1826 richtete man ihn öffentlich hin. Noch auf dem Weg zum Scharfrichter spottete er und machte ziemlich üble Scherze. Im Südtirol prägte sich der Fall Gschnell ins kollektive Gedächtnis ein. Bis heute erzählt man sich dort Schauergeschichten vom Vaganten und Mörder.

Der Südtiroler Historiker Andreas Fischnaller hat den kurzen, jedoch umso turbulenten Lebensweg des Simon Gschnell in seiner Dissertation akribisch aufgearbeitet. Fischnaller hat vor vielen Jahren in einem Estrich ein Aktenbündel gefunden, das es erlaubt, die Biographie Gschnells recht genau zu rekonstruieren. Manchmal, so scheint es, finden die Quellen ihren Bearbeiter, sucht eine Geschichte ihren Erzähler. Entstanden ist jedenfalls eine packende, facettenreiche Mikrostudie, die das kurze, gewaltreiche Leben des vermeintlich ruchlosen Mörders in wichtige soziale und politische Zusammenhänge stellt, in das Zeitalter des „Pauperismus“, als die rasant anwachsenden Unterschichten buchstäblich um ihre Existenz kämpfen mussten. Der an sich intelligente, talentierte Gschnell war also auch Opfer, nicht nur Täter.

### Ein Armeutekind

Simon Gschnell wurde im Jahre 1803

in Kaltern, Südtirol, als Sohn der einfachen Bauersleute Balthasar Gschnell und Anna Maria Rosina Thaler geboren. Die schöne Gegend ist heute bekannt für ihren Wein, schon damals wuchsen im recht milden Klima Reben. Doch war die Region sehr arm, Auswanderungsland. Der Vater war zwar recht fleissig, doch glücklos und stritt sich oft mit seiner unzufriedenen, beinahe 20 Jahre jüngeren zweiten Frau. Er versuchte, die drückenden Schulden abzubauen, indem er wagemutige Dinge plante. So versuchte er sich im Ochsenhandel. Tiroler Ochsen waren namentlich in der Schweiz begehrt und erzielten gute Preise. Doch die widrigen Zeitumstände liessen ein wirtschaftliches Fortkommen kaum zu. Die napoleonischen Kriege und französischen Besetzungen liessen Handel und Wandel darnieder gehen. In den Jahren 1816 und 1817 hungerten die Tiroler gar, ebenso wie viele Ostschweizerinnen und Ostschweizer sowie Süddeutsche. Vater Gschnell ging schliesslich Konkurs, musste sein Gut verkaufen, damals eine Schande für den Hofbesitzer, der sozusagen den Familienbesitz ruiniert hatte. Vater Gschnell war also ein sozialer Absteiger: Hofbesitzer war er gewesen, Tagelöhner war er nun.

Wir wissen nur wenig über die Kinderjahre des Simon Gschnell, Quellen zum Aufwachsen armer Leute sind sehr dünn gesät. Der Knabe dürfte manchmal gehungert und davon geträumt haben, dem Elend zu entkommen. Dazu Andreas Fischnaller: „Die desolaten Verhältnisse im Gschnell'schen Hause scheinen aus einer teilweisen oder völligen Arbeitsunfähigkeit des Familienoberhauptes zu

resultieren.“ Für den Krankheitsfall war man damals nicht versichert, es blieben einzig nachbarliche, kirchliche oder staatliche Almosen, die demütigende Armengenössigkeit oder der zunehmend verfolgte Bettel als Alternativen zum Hungertod.

Simon Gschnell war ein intelligenter Bursche, doch höhere Schulen blieben den Unterschichten in der Regel verwehrt. Die oft zankenden Eltern scheinen keinen grossen Wert auf eine christliche Erziehung gelegt zu haben, pflegten einen rauen, bösartigen, herzlosen Umgangston. In diesem Umfeld war es für Gschnell schwierig, ein Gewissen für Untaten zu entwickeln. Schon recht früh fiel er durch kleinere Gesetzesbrüche und Diebstähle auf. Er brach seine Schneiderlehre ab, entließ seinem Meister. Zum Sitzen sei er nicht geboren, meinte er einmal in einem Verhör. Das abenteuerliche Leben auf der Strasse erschien ihm verheissungsvoller als ein Leben in einem schlecht bezahlten, von Routine geprägten regulären Beruf.

### Vagant, Bandenmitglied, Vergewaltiger, Mörder

Viele Frauen, Männer und Kinder zogen damals von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Sie bettelten und wandten dabei Listen an, um Almosen zu ergattern. Manche gaben sich als Pilger aus, manche als Mönche oder konvertierte Katholiken, wieder andere täuschten Krankheiten vor und verstellten sich als Krüppel, um Mitleid zu erwecken. Alle hatten Geschichten auf Lager, die Aufmerksamkeit erwecken sollten. Die meisten angegangenen Menschen ga-



ben ihnen Nahrung oder etwas Kleingeld, obwohl sie selber nicht viel hatten. Im Katholizismus hatte sich der Glaube erhalten, dass man für sein Seelenheil Sorge, wenn man schenke und mildtätig sei. Auch die Fürbitten der Armen hatten in den Augen der reicheren Bauern Gewicht. Zudem fürchtete man Vergeltung, Einbrüche, Verhexung oder gar Brandstiftung.

Die Obrigkeiten verfolgten den Bettel und die nicht sesshafte Lebensweise mehr oder weniger unerbittlich. Sie erliessen scharfe Gesetze, drohten mit Arbeitsanstalt, Gefängnis und gar Galeere. Doch setzten sie ihre Erlasse nicht immer in die Tat um, schauten weg, denn der Widerstand der Bevölkerung gegen eine allzu harte Behandlung der Armen war bedeutend. Die meisten Menschen mussten damals fürchten, selber einmal in eine solche missliche Lage zu kommen, deshalb hatten sie Sympathien mit den Herumziehenden. Zudem war der Polizeiapparat noch ziemlich schwach ausgebildet, auch die Fahndungsmethoden entsprachen nicht unserem Standard, da die Fotografie noch unbekannt war und die Steckbriefe entsprechend ungenau. Auch der Fingerabdruck war noch unbekannt. Zwar organisierte man Streifen im grossen Stil, doch warnten Einheimische die Vagierenden oft, so dass diese den ausgelegten Netzen entchlüpfen konnten. Wirte und Privatleute gewährten den Vagantinnen und Vaganten oft Unterkunft. Sie partizipierten recht oft an den krummen Geschäften, denn Kleindiebstahl oder Prostitution gehörten zum Überlebenskampf dazu.

Wirte wirkten als Hehler und bewahrten auch Diebesgut auf. Wirtshäuser waren die Stützpunkte der kleineren und grösseren Gaunerbanden.

Der junge Simon Gschnell schloss sich kleineren Banden an, für die er Diebstähle und Einbrüche ausführte. Die Beute war gering. Als Kleinwüchsiger war er besonders agil. Die Obrigkeit wurde auf den Tagedieb aufmerksam und sperrte ihn ein. Doch Gschnell konnte entweichen. Auch die angedrohte Pressung zum Soldaten zeigte keine Wirkung. Der Soldatenstand stand in dieser Zeit in denkbar schlechtem Ruf. Der Sold war tief, der Frass mies, die eingeforderte Disziplin und die Strafen waren umso härter. Zudem half der Staat im Invaliditätsfall nur sehr ungenügend. Viele ehemalige Soldaten landeten deshalb auf der Strasse. Sie waren Gewalt gewöhnt und schreckten kaum vor brutalen Aktionen zurück. Dies gilt auch für die grosse, berühmte „Stradafisel Bande“, die man allenthalben sehr fürchtete. In Wahrheit waren jedoch deren Zusammenhalt und kriminelle Aktivitäten weniger bedrohlich, als dies die Behörden vermutet hatten. Dennoch bildete sich so etwas wie eine Subkultur der Kriminalität heraus, der man lange nicht Herr wurde. Die Obrigkeit reagierte mit Repression, mit Auspeitschen und Einsperrungen im grossen Stil. Die sozialen Ursachen des Verbrechens, wiewohl bekannt, wurden nicht angegangen. Man unternahm sozusagen nichts gegen Arbeitslosigkeit und schlechte Bildung. Armut galt den Oberen als selbstverschuldet, als Folge von Müssiggang, Ausschweifung und

Trunksucht. Dass Gschnell tatsächlich viel Schnaps trank, schien diese obrigkeitliche Einschätzung zu bestätigen.

Die Sexualität war im Milieu der Strasse ungebundener als bei den Sesshaften. Die recht schnellen sexuellen Kontakte führten zu vielen unehelichen Geburten. Viele Vagierende gingen aber auch längere, von Staat und Kirche nicht gebilligte Beziehungen ein. Junge Männer suchten sich oft erfahrene, ältere Frauen aus (oder umgekehrt), denn diese waren Spezialistinnen im Überlebenskampf und konnten auch kochen oder nähen. Simon Gschnell brüstete sich mit seiner Sexualität. Er vergewaltigte nachweislich eine junge Vagantin. Auch zu seinem Mordopfer hatte er sexuelle Kontakte. Dass er sie angetrunken steinigte, weist auf seine Enthemmung hin. Simon Gschnell war zum brutalen Mörder geworden, und Mörder mussten damals ebenfalls sterben, namentlich, wenn sie keine Einsicht zeigten und sich ihrer Untaten gar brüsteten. Die biographische Abwärtsspirale endete für Simon Gschnell erst auf dem Schafott.

In der heutigen Zeit wären dem begabten jungen Mann andere Optionen als die Strasse offen gestanden: eine befriedigende Lehre, höhere Schulen. Von seiner weitgehend atheistischen Weltsicht geben folgende ihm zugeschriebene Worte einen Eindruck: „Ich glaube an nichts; ich glaube an kein höheres Wesen. – Das Weltall hat nie angefangen, wie es auch nie ein Ende nehmen wird. – Ist der Mensch verschieden, so wird er an einem andern Orte wiederauferstehen, und gleich ist es, ob er gut oder böse lebte.“

Fischnaller, Andreas. „Reue habe ich noch nie eine gehabt.“ Simon Gschnell (1803-1826) oder: Vom Leben und Sterben eines Tiroler „Taugenichts“. Brixen 2011.

Vgl. auch: Ammerer, Gerhard. Heimat Strasse. Vaganten im Österreich des Ancien Régime. Wien und München 2003.

